



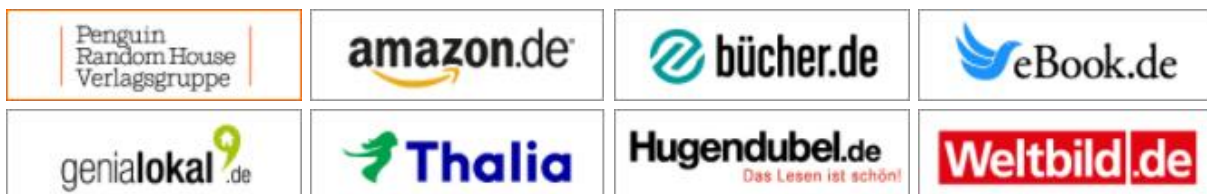
Leseprobe

Christina Hunger

Wie ich meinem Hund das Sprechen beibrachte

Die spektakuläre Geschichte von Stella und Christina - Inkl. Trainingsanleitung für Ihren Hund

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 368

Erscheinungstermin: 17. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Als Christina Hunger sich einen Welpen zulegt, dauert es nicht lange, bis die ausgebildete Sprachtherapeutin sich die Frage stellt: Wenn Hunde ihren Menschen verstehen können, sind sie dann nicht auch dazu in der Lage, uns Wörter zu sagen? Christina stellt ihre Theorie auf die Probe und programmiert einen Knopf mit ihrer Stimme, den Stella mit den Pfoten betätigt. Fortan kann die Hündin ihr mitteilen, wann sie nach draußen möchte, dass sie Hunger hat oder Streicheleinheiten braucht. Wenige Jahre später verfügt Stella über ein Vokabular von mehr als vierzig Wörtern und kann Sätze bilden.

Der New-York-Times-Bestseller »Wie ich meinem Hund das Sprechen beibrachte« erzählt die unglaubliche, aber wahre Geschichte von Christina und Stella und ist gleichzeitig eine konkrete Schritt-für-Schritt-Anleitung für Hundehalter, die ebenfalls mit ihrem Haustier kommunizieren möchten.



Autor

Christina Hunger

Christina Hunger ist Sprachtherapeutin und Gründerin von »Hunger for Words«. Als Hund Stella 2018 bei ihr einzog, brachte sie ihr das Sprechen mit Kommunikationsgeräten bei, was ein riesiges Medienecho hervorrief. Christina lebt mit ihrem Mann Jake und ihrem Hund Stella in Kalifornien.

Buch

Als Christina Hunger sich einen Welpen zulegt, dauert es nicht lange, bis die ausgebildete Sprachtherapeutin sich die Frage stellt: Wenn Hunde ihren Menschen verstehen können, sind sie dann nicht auch dazu in der Lage, uns Wörter zu sagen? Christina stellt ihre Theorie auf die Probe und programmiert einen Knopf mit ihrer Stimme, den Stella mit den Pfoten betätigt. Fortan kann die Hündin ihr mitteilen, wann sie nach draußen möchte, dass sie Hunger hat oder Streicheleinheiten braucht. Wenige Jahre später verfügt Stella über ein Vokabular von mehr als dreißig Wörtern und kann nahezu vollständige Sätze bilden.

Der New-York-Times-Bestseller erzählt die unglaubliche, aber wahre Geschichte von Christina und Stella und ist gleichzeitig eine konkrete Schritt-für-Schritt-Anleitung für Hundehalter, die ebenfalls mit ihrem Haustier kommunizieren möchten.

Autorin

Christina Hunger ist Sprachtherapeutin und Gründerin von »Hunger for Words«. Als Hund Stella 2018 bei ihr einzog, brachte sie ihr das Sprechen mit Kommunikationsgeräten bei, was ein riesiges Medienecho hervorrief. Christina lebt mit ihrem Mann Jake und ihrem Hund Stella in der Nähe von Chicago.

Für meinen Mann Jake.
Ohne dich hätte ich das alles nicht geschafft.
Ich liebe dich so sehr.

Inhalt

Kapitel 13: Hilfe!	223
Kapitel 14: Wenn Sprache zum Automatismus wird	243
Kapitel 15: Hunger nach Worten	263
Kapitel 16: Sie redet wie ein Wasserfall ...	285
Kapitel 17: Hallo Welt!	307
Kapitel 18: Das ist erst der Anfang	325
Anhang	333
<i>So bringen Sie Ihrem Hund das Sprechen bei</i>	333
<i>Kontakt und Bezugsquellen</i>	347
<i>Literatur</i>	349
<i>Anmerkungen</i>	351
<i>Dank</i>	357
<i>Stichwortverzeichnis</i>	361

Prolog

Jake lachte, und auch ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Soll ich mit dir spielen kommen, Stella?«

Sie wedelte mit dem Schwanz.

Da warf ich schnell meinen Mantel über, zog mir die Schuhe an und nahm Jake die Leine aus der Hand. *Meine Hündin hatte mich gerade aufgefordert, mitzukommen und mit ihr zu spielen. Wie cool ist das denn?*

ringsumher in der Turnhalle schaukelten, die Kletterwand erklommen oder auf Tretrollern herumfahren.

Mehrere Möglichkeiten gingen mir durch den Kopf. Vielleicht wollte er eines der Wörter sagen, die wir in den letzten Wochen auf der Schaukel geübt hatten? Da Oliver in Bewegung am besten lernte, verbrachten wir einen Großteil unserer Sitzungen damit, Wörter wie »los«, »stopp«, »schnell« und »langsam« zu üben, während wir schaukelten. Es machte mir Spaß, das Wort »schnell« auf Olivers Gerät einzugeben und dabei auf der Schaukel so hoch zu schwingen, wie ich konnte. Dann quietschte Oliver, warf lachend den Kopf zurück und genoss jede Sekunde dieses schnellen Flugs. Man konnte ihm nicht zusehen, ohne über seine helle Freude unwillkürlich lächeln zu müssen.

Doch diesmal tippte Oliver auf eines der sechzig Symbole seines Tablets, woraufhin sich eine neue Seite mit Wörtern öffnete, aus denen er auswählen konnte. Er fuhr mit dem Zeigefinger über die bunten Reihen und ließ den Finger schließlich über einem der Quadrate schweben. Als er darauf drückte, sagte eine synthetische Stimme: »Reis.«

»Reis?«, wiederholte ich erstaunt. Schließlich befanden wir uns nicht in einer Küche, sondern in einer Turnhalle. »Reis« war so ziemlich das Letzte, was ich in dieser Situation von ihm erwartet hätte. »Isst du Reis zum Mittagessen?«, fragte ich und drückte nach jedem Wort die entsprechende Taste auf seinem Tablet. Denn Oliver konnte den Umgang mit seinem Talker am besten erlernen, indem er zusah, wie andere Leute ihn benutzten.

Doch Oliver grunzte nur und strampelte frustriert mit

den Beinen. Offensichtlich wollte er mir etwas anderes sagen.

Ich warf einen Blick auf meine Uhr: kurz nach halb fünf. »Vielleicht möchtest du nach der Therapie Reis zum Abendessen?«, fragte ich. »Willst du Reis essen?«

Oliver schlug meine Hand weg. Anschließend wiederholte er die Wörter: »Reis, Reis.«

Letzte Woche hatte er in unserer Sitzung auch »Reis« gesagt, aber ich hatte mir nicht viel dabei gedacht. Da kein Reis in der Nähe war, ging ich davon aus, dass Oliver einfach nur neue Vokabeln ausprobieren wollte. Er besaß dieses Kommunikationsgerät erst seit ein paar Monaten, und es kann schon eine Weile dauern, bis Kinder anfangen, Wörter bewusst und aus eigenem Antrieb zu benutzen. Sie brauchen Zeit, um die Wörter kennenzulernen und ihr Kommunikationssystem *in work* zu sehen und zu hören, bevor sie anfangen, damit zu sprechen – so wie Babys erst mal ein ganzes Jahr lang andere Menschen reden hören müssen, bevor sie anfangen, selbst Wörter zu bilden. Da mir nun klar war, dass Oliver das Wort »Reis« offenbar bewusst gewählt hatte, gab ich alles in sein Gerät ein, was meiner Meinung nach irgendwie mit Reis zu tun hatte, und probierte auf diese Weise verschiedene Wortkombinationen aus.

Wollte Oliver mir sagen, dass er Hunger hatte und sich eine Portion Reis wünschte? Wollte er mir erklären, dass er Reis mochte? Oder hasste er ihn womöglich und versuchte mir das mitzuteilen? Ich gab ein: »Reis gut«, »Reis schlecht«, »Gern Reis essen«, »Fertig mit Reissessen«, »Oliver essen Reis«, »Schule essen Reis« – alles, was mir einfiel. Nach

Kapitel 1

jeder Aussage hielt ich kurz inne, um seine Reaktion zu beobachten. Oliver verstand viel mehr, als er sagen konnte. Seine rezeptive Sprachkompetenz war deutlich besser als seine expressive; und wenn ich mit meiner Vermutung, was er gemeint haben könnte, ins Schwarze traf, war er immer ganz aufgeregt. Das erinnerte mich daran, wie es mir erging, wenn ich – Jahre nachdem ich diese Sprache am Gymnasium gelernt hatte – versuchte, ein Wort auf Französisch zu sagen: Wenn ich das Wort las oder es jemanden sagen hörte, wusste ich, was es bedeutete. Aber es fiel mir sehr viel schwerer, das Wort selbst auszusprechen. Das liegt daran, dass meine rezeptiven Französischkenntnisse besser waren als meine expressiven.

Oliver riss seinen Kopfhörer ab und warf ihn auf den Boden. Er rüttelte an der Schaukel und stieß grunzend mein Klemmbrett weg.

»Okay, okay. Alles okay. Ich glaube, du bist wütend, Oliver«, sagte ich, hielt ihm das Gerät vor die Nase und tippte ein: »Wütend.« Ich musste ihn ablenken, bevor seine Laune sich noch weiter verschlechterte. Am schnellsten ging das, indem ich anfang, mit ihm zu schaukeln. Egal, was gerade los war – Oliver schaukelte leidenschaftlich gern. Das ist bei vielen autistischen Kindern so: Die Schaukelbewegung trug zur Regulation seines sensorischen Systems bei. Innerhalb einer Minute, in der ich mein ganzes Körpergewicht einsetzte, um so heftig wie möglich zu schaukeln, war er wieder sein altes kicherndes Selbst. Ich hatte die Situation für den Augenblick gerettet, sodass wir unsere Sitzung fortsetzen konnten; aber wirklich gelöst hatte ich das Problem nicht. *Warum sagt*

Oliver: »Reis«? Und warum wird er so wütend, wenn ich daraufhin versuche, mit ihm über Reis zu sprechen?

Oliver war einer meiner vielen kleinen Patienten, die gerade lernten, ein Kommunikationsgerät zu benutzen. Solche »Talker« sind eine Form der unterstützten Kommunikation (*augmentative and alternative communication* [AAC]) – ein wunderbares Hilfsmittel, dank dessen Menschen mit schwerer Sprachverzögerung oder sonstigen Sprachproblemen Wörter über ein anderes Medium artikulieren können. Manchmal wiederholte Oliver einzelne Wörter, die er in einem Video gehört oder die jemand aus seinem Umfeld benutzt hatte, auch verbal; doch weiter waren seine verbalen Sprachfähigkeiten bisher nicht gediehen, obwohl er schon neun Jahre alt war. Viele Menschen sind fatalerweise der Ansicht, dass verbale Sprachkompetenz ein Gradmesser für die Intelligenz oder die sprachlichen Fähigkeiten eines Menschen ist. Diesen Irrglauben zu widerlegen gehört zu meinen Lieblingsbeschäftigungen als Sprachtherapeutin. Ich lasse Kinder, die jahrelang missverstanden wurden, gern mit AAC arbeiten und erziele damit oft dramatische Verbesserungen.

Eine der Patientinnen, die ich während meines Aufbaustudiums betreute, hatte schon seit Jahren solch ein Gerät benutzt. Die »Sätze«, in denen sie kommunizierte, bestanden meist nur aus zwei Wörtern – bis zu dem Tag, an dem sie den Ärmel eines flauschigen Pullovers betastete, den ich dort vorher noch nie angehabt hatte. Dann schaute sie mich an und sagte: »Neuer lila Pullover gefällt.« Ich hatte vorher gar keine Ahnung gehabt, dass sie wusste, wie man das

Kapitel 1

Wort »Pullover« ausspricht, und dass sie so genau auf meine Garderobe geachtet hatte.

In der Klinik habe ich vor Kurzem bei einem anderen Patienten die Anzahl von Wortsymbolen, die er auf seinem Gerät erkennen und benutzen konnte, von ungefähr zwanzig auf die volle Kapazität von zweitausend Wörtern erhöht. An dem Tag, an dem ich das tat, sagte der kleine Junge: »Treppe runter, Treppe runter, grüner Block«, und rannte zur Tür. Er zog an dem Türknauf, so fest er konnte, war aber nicht geschickt genug, um ihn zu drehen. Wenn er mir nicht gesagt hätte, was er wollte, hätte ich ihm die Tür nicht geöffnet, sondern einfach angenommen, dass er aus unserer Sitzung abhauen wollte. Unten im Therapiebereich ging er schnurstracks zum Spieleschrank und zog einen Pappkarton aus dem mittleren Regal, ohne auf die vielen anderen Spiele zu achten, die er dabei umwarf. Er klappte den Deckel auf, nahm alle grünen Magnetfiguren heraus und begann, sie auf verschiedene Arten übereinanderzustapeln. Vor dem heutigen Tag wäre »unten« das einzige Wort dieses Satzes gewesen, das er sagen konnte. Wie lange hatte er mir wohl schon mitteilen wollen, mit welchem Spiel er sich beschäftigen wollte? Wie oft hatte er schon an Türklinken gezogen, um mich dorthin zu führen, wo er hinwollte, und ich hatte das als Versuch fehlinterpretiert, aus unserer Therapiesitzung wegzulaufen? Ich konnte es kaum erwarten, seiner Mutter am Ende der Sitzung von diesem großen Fortschritt zu berichten.

Manche Eltern (und sogar manche Fachleute) gehen davon aus, dass Kinder mit starken Behinderungen kaum etwas wissen oder zu schwer zu unterrichten sind. Doch meiner

An Sprachkompetenz glauben

Erfahrung nach wissen diese Fachleute einfach nicht, wie man solchen Kindern die Möglichkeit gibt, etwas zu lernen und ihr Potenzial zu entdecken – oder sie bleiben nicht lange genug dran, um ihnen eine echte Chance zu geben. Ein Therapeut sollte an das Potenzial aller Kinder glauben; dadurch verbessern sich ihre Lernprozesse ganz enorm. Aber bei Kindern, die mit unterstützter Kommunikation arbeiten, ist dieses Vertrauen ganz besonders wichtig. Wenn der Therapeut oder die Eltern nicht wirklich an das Potenzial des Kindes glauben, schränken sie das, was es sagen kann, auf physischer Ebene von vornherein ein, indem sie ihm nur ein paar Auswahlmöglichkeiten geben. Wenn Fachleute die Messlatte bei der unterstützten Kommunikation zu niedrig ansetzen, entwickelt das Kind sich nicht weiter.

Genau das war mit Oliver passiert, bevor ich seine Behandlung übernommen hatte. Sein Kommunikationsgerät war so programmiert, dass es nur acht bis zehn verschiedene Sätze sagen konnte. Er konnte auf ein Symbol drücken, das bedeutete: »Ich will mehr Schaukel.« Oder ein anderes, das besagte: »Ich muss auf die Toilette.« Die Therapeutin, die vor mir mit Oliver gearbeitet hatte, war davon ausgegangen, dass er nicht mehr konnte. Ganze dreißigminütige Therapiesitzungen lang sagte Oliver also immer wieder: »Ich will mehr Schaukel.« Aber das konnte ich ihm nicht verübeln; denn er hatte eigentlich keine anderen Möglichkeiten. Er konnte nichts anderes über die Schaukel sagen oder über andere Aktivitäten sprechen, mit denen er sich tagsüber normalerweise beschäftigte. Also machte er einfach das Beste aus dem, was er hatte.

Kapitel 1

Nachdem ich ihn besser kennengelernt und mehr Zuversicht entwickelt hatte, vereinbarte ich einen Besprechungstermin mit seiner Mutter, um ihr zu zeigen, wie man Olivers Gerät so programmierte, dass er über zweitausend Wörter lernen konnte, statt immer nur dieselben zehn Sätze zu sagen. Das mit den zweitausend Wörtern war eigentlich die Standardeinstellung des Sprachprogramms – so sollte es verwendet werden. Doch seine vorige Therapeutin hatte absichtlich alle Wörter entfernt und durch von ihr selbst gebildete Sätze ersetzt. Nun, da Oliver so viele Wörter zur Verfügung standen, lernte er mit der Zeit, Millionen verschiedener Sätze zu bilden, so wie wir alle es tun. Doch das geschah erst ein paar Monate nach Beginn meines ersten Jahres als Sprachtherapeutin. Bis dahin hatte ich noch nie so drastische Veränderungen am Kommunikationssystem eines Kindes vorgenommen oder den Behandlungsplan einer erfahreneren Logopädin verworfen und durch meinen eigenen ersetzt. Während meines Studiums hatte ich gelernt, wie man AAC-Geräte programmiert und Behandlungspläne erstellt. Ineffiziente Pläne zu korrigieren war etwas ganz Neues für mich.

Ich bereitete mich auf das Treffen mit Olivers Mutter vor, sah meine Notizen durch und suchte Fachartikel zu verschiedenen Themen zusammen: über die Bedeutung von unterstützten Kommunikationssystemen auf der Basis von Einzelwörtern statt programmierten Sätzen, über Kommunikation, die anderen Zwecken dient als der bloßen Äußerung von Biten, und darüber, wie man Kindern Wörter beibringt, die in verschiedenen Kontexten verwendet werden können, statt immer nur den Gebrauch von Substantiven einzuüben. Ich

hoffte, seine Mutter würde nicht spüren, wie nervös ich war. Es war wichtig, dass sie mir glaubte. Denn Oliver konnte eigentlich viel mehr lernen, als man ihm bisher zugetraut hatte!

»Er geht so gut mit den Möglichkeiten um, die ihm zur Verfügung stehen«, erklärte ich ihr, als wir zusammen in einem kleinen Konferenzraum saßen. »Aber er braucht mehr Wörter. Ich weiß, dass das eine Umstellung für ihn sein wird. Aber Oliver kann viel mehr lernen als das, was ihm momentan an Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung steht.« Ich zeigte ihr die Artikel über unterstützte Kommunikation. »Dieses System wird ihm ein Leben lang immer wieder neue Kommunikationsmöglichkeiten bieten, sodass er sich weiterentwickeln kann«, sagte ich. »Denken Sie doch einmal daran, wie es war, als Ihre Tochter sprechen lernte: Zuerst hat sie gebrabbelt, dann hat sie Wörter gesagt, irgendwann hat sie angefangen, Wörter zusammenzusetzen, und zum Schluss eigene Sätze gebildet. Oder nicht?«

Als die Frau zu mir aufsaß, erblickte ich eine skeptische Mutter vor mir – bitter enttäuscht von den vielen jahrelangen Therapieversuchen, die bei ihrem Sohn alle nicht funktioniert hatten. Das war sicherlich nicht leicht für sie gewesen. Oliver hatte vor mir schon mit mehreren Logopäden gearbeitet, und alle hatten andere Vorstellungen von seinen Kommunikationsfortschritten gehabt. Bestimmt war es für die Mutter sehr verwirrend und anstrengend gewesen, so viele verschiedene Expertenmeinungen zu hören und sich ein Bild davon machen zu müssen, welche Vorgehensweise für ihren Sohn am sinnvollsten war. »Ja«, sagte sie.

Kapitel 1

»Oliver muss diese verschiedenen Phasen der Sprachentwicklung auch durchlaufen – nur auf andere Art und Weise.«

»Ich versteh schon, was Sie meinen. Das hört sich ja auch alles ganz fantastisch an«, sagte sie und wies auf die Seiten. »Ich bin nur ... Ich bin halt einfach ein bisschen nervös. Oliver benutzt sein Gerät schon so lange, und alle an seiner Schule wissen, wie man damit umgeht. Wir haben uns alle daran gewöhnt.«

Ich nickte. »Wir können seine bisherige Spracheinstellung auf jeden Fall speichern, falls wir jemals wieder darauf zurückgreifen möchten. Und ich werde mich auch mit seiner Sprachtherapeutin an der Schule in Verbindung setzen, damit wir alle denselben Stand haben. Sie kann mir mitteilen, was in der Schule wichtig ist, und ich kann sie darüber informieren, woran wir in unserer Klinik gerade arbeiten. Ich glaube, das lohnt sich.«

Sie stellte mir noch ein paar Fragen und gab mir schließlich grünes Licht. Ich war begeistert von der Vorstellung, was für neue Dimensionen seiner Welt Oliver nun entdecken würde. Außerdem ehrte es mich, dass seine Mutter mir ihr Vertrauen schenkte. In diesem Augenblick nahm ich mir zweierlei vor: Erstens wollte ich Oliver dazu verhelfen, seine Kommunikationsmöglichkeiten voll auszuschöpfen, und zweitens wollte ich seine Mutter auf gar keinen Fall enttäuschen. Also veränderte ich die Einstellungen an dem Gerät und staunte über all die neuen Wörter, die wir nun in unseren Therapiesitzungen verwenden konnten.

Wie ich es erwartet hatte, durchlief Oliver daraufhin verschiedene Lernstadien. Zuerst »brabbelte« er auf seinem Ge-

rät herum, indem er aufs Geratewohl verschiedene Tasten drückte und beobachtete, was dann wohl passieren würde. Er spielte mit seinen Wörtern herum, so wie Babys mit Lauten spielen, wenn sie sprechen lernen. Doch dann begann Oliver sehr schnell, Wörter, die er bereits kannte – zum Beispiel »Mehr«, »Schaukeln« und »Los« –, in dazu passenden Situationen auf neue Weise zu verwenden. Und schließlich fing er sogar an, neue Wörter zu gebrauchen – beispielsweise »drehen«, wenn er wollte, dass ich uns mit der Schaukel im Kreis herumbewegte, oder »Stopp«, wenn er irgendetwas nicht mehr machen wollte. Das war das erste Mal in seinem Leben, dass Oliver jemandem mit einem *Wort* ein Stoppsignal geben konnte statt durch Schreien, Treten oder Kratzen. Oliver war kein aggressives Kind. Er versuchte uns nur irgendwie seine Botschaften zu vermitteln. Olivers anderen Therapeuten, seiner Mutter und mir wurde klar, dass er viele Gedanken hatte, die er nicht ausdrücken konnte; und ich hatte das Gefühl, allmählich lernte er tatsächlich, mit der neuen Geräteeinstellung umzugehen.

Alles, was er sagte, ergab einen Sinn – nur »Reis« nicht. Ich setzte Oliver in seiner Physiotherapiepraxis ab und erklärte den dortigen Mitarbeitern, mit welchen Wörtern wir heute arbeiteten. Seine Physiotherapeutin, seine Ergotherapeutin und ich versuchten, die Ziele des jeweils anderen so weit wie möglich zu berücksichtigen. Dann ging ich kurz ins Wartezimmer, um mit seiner Mutter zu reden. Die Nachbesprechung am Ende jeder Sitzung war sehr wichtig, um den Sinn von Olivers Mitteilungen zu verstehen. Nach einer unserer Therapiesitzungen machte Olivers Mutter zum Bei-

spiel große Augen, als ich beiläufig erwähnte, dass er während eines Spiels »Zahnarzt« gesagt hatte. Sie erklärte mir, dass Oliver an diesem Tag früher aus der Schule gekommen war als sonst, weil er zum Zahnarzt musste. Das war eine ungeheuer wichtige Information für mich. Ohne diesen Kontext hätte ich völlig übersehen, dass Oliver mir etwas von seinem Tag erzählen wollte. Wenn ein Kind Wörter benutzt, um seinem Gesprächspartner etwas mitzuteilen, ist das ein faszinierender sprachlicher Meilenstein. Diese Kommunikationsoption wäre ihm bei den begrenzten Sätzen, die vorher in sein Gerät einprogrammiert gewesen waren, völlig unmöglich gewesen. Olivers Mutter war ungeheuer dankbar für diesen Fortschritt, und wir waren beide ganz begeistert. Oliver konnte uns viel mehr mitteilen als nur das, was er gerade wollte oder brauchte!

Ich setzte mich in dem überfüllten Wartezimmer neben sie und fragte: »Hat Oliver zu Hause schon mal ›Reis‹ gesagt?«

Sie runzelte die Stirn. »Nein, nicht dass ich wüsste. Warum?«

»Weil er das diese Woche und auch letzte Woche zu mir gesagt hat. Heute wurde er ziemlich wütend, als ich herauszufinden versuchte, was er damit meint. Isst er vielleicht Reis zu Mittag oder Abend?«, fragte ich.

»Ja, wir essen schon manchmal Reis, aber ich glaube nicht, dass ihm das so wichtig ist. Er ist ... er ist halt einfach Oliver.« Sie seufzte. »Es könnte alles Mögliche bedeuten.«

»Das werden wir bestimmt herausfinden. Sagen Sie mir bitte nächste Woche Bescheid, ob er dieses Wort zu Hause überhaupt gebraucht«, bat ich sie. »Und außerdem - bevor

ich es vergesse: Oliver hat die Dinosaurierseite auf seinem Gerät entdeckt und die Dinosauriernamen ständig wiederholt, während wir aufräumten. Leider hatten wir nicht mehr viel Zeit, aber nächste Woche bringe ich ihm ein paar Dinosaurierspielzeuge mit.«

Im Lauf der nächsten drei Wochen begann Oliver jede Therapiesitzung auf die gleiche Art und Weise. Er sagte weiter: »Reis«, und ich zählte nach wie vor alles auf, was irgendwie mit Reis zu tun hatte. Dieses Wort verfolgte mich geradezu. Ich druckte Bilder von Reis aus, holte die Attrappe einer Reispackung aus unserer Spielküche und untersuchte alle anderen Lebensmittelwörter auf seinem Gerät genau, um festzustellen, ob das Reissymbol irgendeinem anderen Bild ähnlich sah. Vielleicht wollte er ja ein ganz anderes Wort sagen, konnte es aber nirgends finden. Ich fragte auch seine Ergotherapeutin und seine Physiotherapeutin danach; aber anscheinend sagte Oliver nur bei mir: »Reis.« *Warum?*, fragte ich mich. Oliver zeigte auch keinerlei Interesse an den verschiedenen Dinosaurierspielzeugen und -büchern, die ich ihm mitgebracht hatte, obwohl er weiterhin die Dinosauriernamen wiederholte. Ich war völlig mit meinem Latein am Ende.

Während dieser drei Wochen wurde Oliver immer wütender, wenn ich auf seine Erwähnungen von »Reis« falsch reagierte. Er schrie immer lauter und krallte seine Fingernägel in meinen Unterarm, weil es ihm anscheinend ungeheuer wichtig war, dass ich ihn verstand. Er schmiss sein Kommunikationsgerät auf den Boden und warf es sogar ein paarmal nach mir. Ich konnte gerade noch rechtzeitig mit dem Kopf

ausweichen, sodass es auf der Matratze auf dem Boden landete und nicht in meinem Gesicht. Oliver tat, was er konnte, um mir zu zeigen, wie wütend er war. Ich atmete dann jedes Mal tief durch und sagte mir immer wieder: *Er reagiert nur seine Gefühle ab, er reagiert nur seine Gefühle ab*. Das bewahrte mich davor, die Geduld zu verlieren. Mein Studium hatte mich auf viele Aspekte meines Berufs vorbereitet – aber nicht *darauf*. Was machte ich falsch?

Vor dieser »Reis«-Geschichte hatten Oliver und ich eine tolle Beziehung zueinander gehabt. Er kam nicht immer gut mit Erwachsenen zurecht, aber zu mir hatte er eindeutig Vertrauen. Wir vertieften unseren Kontakt durch kleine Spiele, die zu Insiderwitzen wurden, auf die er sich jede Woche aufs Neue freute. Zum Beispiel forderte Oliver mich gern dazu auf, bestimmte Tiergeräusche zu imitieren, und lachte sich halb kaputt, wenn ich »Kikeriki« schrie, nachdem er »Hahn« gesagt hatte, oder auf das Stichwort »Wolf« hin den Kopf hob und die Decke anheulte. Wenn ich das gewünschte Tiergeräusch nicht von mir gab, tippte Oliver mir leicht auf den Arm, um mich an meine Rolle in unserem Spiel zu erinnern. Oliver und ich kamen deshalb so gut miteinander aus, weil ich niemals versuchte, ihn zu etwas zu zwingen, was *ich* wollte. Stattdessen versuchte ich, so gut wie möglich auf seine Interessen einzugehen und sie zu erweitern. Es war nicht meine Aufgabe, Oliver dazu zu bringen, dass er zu bestimmten Zeiten irgendetwas sagte: Ich wollte ihm die Fähigkeiten vermitteln, über alles zu reden, worüber er reden wollte, und mit wichtigen Menschen in seinem Leben zu kommunizieren.

An Sprachkompetenz glauben

Dass Oliver sich bei unseren Sitzungen immer so aufregte, machte mir Angst. Er war ein kräftiger Junge. Ich hatte keine Ahnung, was als Nächstes passieren würde, wenn das so weiterging. Würde er sich selbst verletzen? Oder würde er *mich* verletzen? Es war herzerreißend, diese drastische Veränderung in seinem Verhalten mit ansehen zu müssen. Ich erkannte ihn kaum wieder. Unsere Kommunikation und der gleichmäßige Rhythmus unserer Zusammenarbeit waren zerstört. Ich befürchtete, dass ich sein Vertrauen von Woche zu Woche immer mehr verlor; und je länger das so weiterging, umso schwerer würde es mir fallen, es zurückzugewinnen.

Am Samstagmorgen darauf war meine erste Patientin ein süßes kleines Mädchen im Grundschulalter namens Anna, die immer pünktlich in ihrem Pyjama bei mir erschien. Jede Woche erklärte sie mir sofort, wo sie an diesem Tag spielen wollte. Meistens wollte sie in die Turnhalle gehen. Wenn ich in ihrem Alter wäre, würde ich mich auch lieber in einem Raum aufhalten, der mit Matratzen auf dem Boden zum Hüpfen, zehn verschiedenen Schaukeln, einer Kissenburg zum Springen und einer Kletterwand ausgestattet war! Der offene Spielbereich und der Sinnesparcours waren bei allen Kindern besonders beliebt.

Doch an diesem Morgen fragte sie mich: »Können wir oben spielen?« Ich war einverstanden. Wir suchten uns ein Buch und ein Spiel aus den Regalen heraus und gingen nach oben, wo sich die Einzeltherapieräume befanden. Als wir den Flur entlanggingen, schalteten wir die Lichter an. Offen-

Kapitel 1

sichtlich waren wir an diesem Morgen die Ersten in diesem Therapiebereich.

»Hier rein!«, rief Anna und öffnete die zweite Tür auf der rechten Seite. Doch als sie feststellte, dass es außer einem Kindertisch und Kinderstühlen in diesem Zimmer nichts Aufregendes gab, stieß sie einen enttäuschten Seufzer aus. Das hier war längst nicht so lustig wie die Turnhalle.

»Dieser Tisch eignet sich ganz prima für unser Buch und unser Spiel! Ich bin froh, dass wir heute hierhergekommen sind«, sagte ich. Doch Anna blickte trotzdem immer noch skeptisch drein. Sie ging um den Tisch herum und entdeckte einen kleinen durchsichtigen Behälter auf dem Boden.

»Was ist das, Miss Christina?«, fragte sie.

»Gute Frage! Das ist ein Eimer mit ... o Gott.« Ich sprang von meinem Stuhl auf.

»Ein Eimer was?«

»Ein Eimer mit Reis«, antwortete ich.

Sie setzte sich zu mir auf den Boden und war plötzlich sehr neugierig auf den Inhalt dieses Eimers. »Gucken Sie mal, Miss Christina! Da sind Dinosaurier drin.« Sie durchwühlte den Reis mit ihren Händen, um noch mehr Dinosaurier zu finden. »Das fühlt sich gut an!« Kinder mit sensorischen Defiziten fahren unheimlich gern mit ihren Händen durch Reis. Das fühlt sich so beruhigend an.

Ich schüttelte den Kopf und lachte. Wahrscheinlich hatte Oliver mir *das* in den letzten fünf Wochen zu sagen versucht. Ich hatte alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft. Er wollte keinen Reis essen. Er wollte sich keine Dinosaurierbücher oder -videos anschauen. Kein Wunder, dass er so wütend

wurde, weil ich ihn nicht verstand! Er wollte einfach nur mit dem Reiseimer spielen, in dem die Spielzeugdinos lagen!

Als Oliver am Dienstag wieder zur Therapie in unsere Klinik kam, kam ich mir vor wie ein kleines Kind, das versucht, ein Geheimnis für sich zu behalten. Ich ging sogar so weit, dass ich den Eimer hinter einem Stapel Kegeln in der Turnhalle versteckte. Am liebsten hätte ich gleich, als ich ihn sah, laut geschrien: *Jetzt weiß ich, was los ist! Eigentlich hast du schon die ganze Zeit nach dem Reiseimer mit den Dinosauriern gefragt.* Doch stattdessen wartete ich ab, ob Oliver wieder davon anfangen würde. Ich führte ihn mit ein bisschen mehr Schwung als sonst durch die Tür zum Sinnesparcours. Oliver setzte sich wie immer auf die Schaukel, tippte auf sein Gerät, um den Bildschirm einzuschalten, und sagte erwartungsgemäß: »Reis.«

»Reis! Ja! Komm, lass uns mit dem Reis spielen«, sagte ich.

Olivers Augen folgten mir, als ich durch den Parcours ging, um den Eimer mit dem Reis zu holen, den ich versteckt hatte. Als ich damit zu unserer Schaukel zurückkehrte, kreischte Oliver vor Freude – lauter, als ich ihn je zuvor hatte schreien hören. Er schöpfte den Reis aus dem Eimer, warf ihn in die Luft und buddelte nach den Dinos. Es war mir egal, was für ein Chaos er dabei anrichtete; er hatte sich diese Freude verdient, nachdem er wochenlang darauf gewartet hatte, dass ich endlich begriff, was er meinte. Während dieser halbstündigen Therapiesitzung unterbrach Oliver sein ekstatisches Spiel nur ein einziges Mal: Er nahm seine Hand aus dem Reisbehälter und drückte sanft und liebevoll meinen Unterarm.

Kapitel 1

Als ich mit Olivers Mutter und anderen Therapeuten über den Ausgang dieser »Reis«-Geschichte sprach, erfuhr ich, dass Oliver schon vor Monaten mit der Logopädin, die inzwischen nicht mehr an unserer Klinik arbeitete, mit dem Reiseumer gespielt hatte. Deshalb hatte er auch nur mich danach gefragt. Olivers Mutter war ganz fassungslos, als sie erfuhr, dass er in den letzten sechs Wochen keine wahllosen Wörter mehr gesagt hatte und auch nicht grundlos wütend geworden war. Sie betrachtete ihren Sohn mit neu entdecktem Stolz und einem ungeheuren Gefühl der Erleichterung. Wir beide waren uns nun endgültig darüber im Klaren, dass es die richtige Entscheidung gewesen war, seine Geräteeinstellung zu ändern. Bisher hatten wir nur einen flüchtigen Blick auf Olivers Wissen, seine Hartnäckigkeit und sein Potenzial erhascht und konnten es kaum erwarten, weitere Botschaften von ihm zu hören: Vielleicht gab es ja noch viel mehr, was er uns schon seit Langem mitzuteilen versuchte! Von da an öffnete ich mich in jeder Sitzung innerlich für alles, was er vielleicht wusste oder mir erklären wollte. Kein Wort, keine Formulierung, kein Satz war tabu. Ich aktivierte immer wieder neue Tasten seines Kommunikationsgeräts. Und Oliver bildete jeden Tag eigene Zwei- und Drei-Wort-Sätze, beschrieb die Menschen in seinem Leben mit Adjektiven wie »gemein« und »nett«, sagte: »Lustig«, nachdem er sich seine Lieblingsvideos angeschaut hatte, und erklärte mir sogar: »Sprachtherapeutin krank«, als ich wieder zur Arbeit kam, nachdem ich eine Grippe gehabt hat.

Meine Professoren hatten mir beigebracht, wie wichtig es ist, an die Sprachkompetenz von Kindern zu glauben, die mit

An Sprachkompetenz glauben

AAC-Geräten arbeiten. Und das bedeutet, grundsätzlich von der Prämisse auszugehen, dass *jeder* etwas lernen kann und *jeder* etwas zu sagen hat. Man kann das Kommunikationspotenzial eines Kindes unmöglich kennen, wenn man ihm nicht die dazu nötigen Werkzeuge und Möglichkeiten gibt. Für alle anderen Therapeuten war Oliver ein hoffnungsloser Fall gewesen: Er konnte nur Knöpfe mit vollständigen Sätzen drücken, um ein paar Wünsche auszudrücken. Wenn er nicht bekam, was er wollte, schrie er oft und trat wütend um sich, um seine Frustration abzureagieren. Doch hinter all diesen Verhaltensweisen steckte einfach nur ein unverstandenes Kind mit enormem Potenzial. Dieser Junge brauchte lediglich eine Chance, etwas zu lernen, die richtigen Werkzeuge und jemanden, der an ihn glaubte. Während meiner Vorlesungen und Seminare an der Universität hatte ich unmöglich begreifen können, wie wichtig es ist, solche Kompetenzen bei Kindern vorauszusetzen. Doch als ich nun sah, was geschah, als wir Oliver eine echte Chance gaben, Wörter zu lernen, und an seine Fähigkeiten glaubten, veränderte sich unser ganzes Leben. Denn von da an betrachtete ich ihn und alle anderen Patienten in meiner Gruppe aus dieser positiven Perspektive. Seither habe ich nie wieder von vornherein Vermutungen darüber angestellt, was ein Kind wissen oder lernen kann und was nicht. Wir müssen allen Kindern – unabhängig von ihren Beeinträchtigungen – eine Möglichkeit zum Lernen geben. Wir müssen an ihr *Potenzial* glauben und nicht an ihre Einschränkungen. Ich fand es faszinierend zu beobachten, was Kinder alles sagen können, wenn man ihnen eine echte Chance zum Lernen gibt. Ich war begeistert von

Kapitel 1

der transformativen Kraft der unterstützten Kommunikation und wollte sie in Zukunft unbedingt noch viel öfter einsetzen als bisher.

Kapitel 2

In Omaha ging der Winter in diesem Jahr allmählich zu Ende. Schmuddelige Haufen aus geschmolzenem Schnee säumten die Ränder der Vorgärten in unserer Nachbarschaft. Ozzie und Truman hechelten mit heraushängenden Zungen los – glücklich, draußen zu sein und eine neue Gegend erkunden zu dürfen.

Ozzie und Truman gehörten meiner früheren Logopädie-Supervisorin Mandy. Als ich hörte, dass Mandy und ihre Familie über das Wochenende verreisen wollten, nutzte ich die Gelegenheit, um auf ihre beiden lieben, treuherzigen Hunde aufzupassen. Ich hatte die beiden schon ein paar Monate vorher gehütet und war begeistert von ihren unterschiedlichen Charakteren. Ozzie war ziemlich anpassungsfähig und hatte keine Probleme mit Veränderungen. Außer seinem Klingeln, wenn er hinauswollte, bereitete er uns keine große Mühe. Er war einfach da und leistete uns Gesellschaft. Truman dagegen wirkte energiegeladen, ängstlich und nervös. Er schien immer ein bisschen unsicher zu sein und sich nie so richtig entspannen zu können.

Jake beobachtete die beiden Hunde genauso gespannt wie ich. Wir gingen jetzt schon seit elf Monaten miteinander und waren gerade zusammengezogen. Jake, der ursprünglich aus einer kleinen Stadt im Norden von Minnesota stammte, war vor ungefähr fünf Jahren nach Omaha gezogen, um als Finanzanalyst bei einem großen landwirtschaftlichen Unternehmen zu arbeiten. Seine Kindheit hatte er auf dem Land verbracht, und seine Eltern hatten einen 50 Kilo schweren schwarzen Labrador namens Kirby gehabt. Kirby streifte den ganzen Tag durch die Wälder hinter Jakes Haus und

schlief nachts in einem Schuppen. Er jagte im Teich nach Fischen und holte Basebälle, die Jake und seine Eltern tief in den Wald hineinschlugen, damit er sie anschließend suchen konnte. Mit Hunden Gassi oder spazieren zu gehen war für Jake etwas völlig Neues.

Als Kind wollte ich unbedingt einen Hund haben; doch wegen meines Asthmas war das leider nicht gegangen. Statt eines echten vierbeinigen Freundes sammelte ich in meiner Kindheit unzählige Plüsch- und Roboterhunde. Als ich in die zweite Klasse ging, überraschten meine Eltern mich mit einer Dosenschildkröte. Ich führte Shellie in unserem Vorgarten spazieren, sah zu, wie sie Löcher ins Funkienbeet meiner Mutter grub, fütterte sie, badete sie und streichelte ihren rot gesprenkelten Kopf, wenn sie ihn aus ihrem Panzer hervorstreckte. Doch auch wenn ich sie noch so sehr wie einen Hund behandelte und noch so viele Spielzeughunde sammelte – ich sehnte mich trotzdem weiter nach einem Welpen.

Zum Glück bekam ich im Alter von zehn Jahren grünes Licht von meinem Arzt: Endlich durfte ich einen Hund haben. Sofort begann ich, mich über Welpen zu informieren, und schrieb einen herzerreißenden Aufsatz, um meine Eltern davon zu überzeugen, sich einen Hund anzuschaffen. Schließlich hatte ich jahrelang auf diese Chance gewartet; also *musste* ich meine Eltern ganz einfach dazu überreden. Kurz nachdem ich ihnen meinen Aufsatz vorgelesen hatte, holten wir unser neues Familienmitglied nach Hause: einen süßen, verspielten Boxerwelpen namens Wrigley.

Das Leben mit Hund war zauberhaft. Dieses kleine, sabbernde Lebewesen auf seinen wackeligen Beinen wurde zu

Kapitel 2

einem festen Bestandteil unserer Familie. Wrigleys Intelligenz versetzte uns alle in Erstaunen. Zum Beispiel hatte sie schon bald heraus, wann meine älteren Schwestern das Haus verließen, um zu Semesterbeginn wieder aufs College zu gehen. Sobald sie eine von ihnen mit einem Koffer aus dem Keller kommen sah, wick sie bis zu ihrer Abreise nicht mehr von ihrer Seite. Manchmal legte sie sich sogar in die Koffer meiner Schwestern, während sie packten. Nachdem sie abgereist waren, verbrachte Wrigley den Rest des Tages zu einer Kugel zusammengerollt auf ihren Betten. Das schien ihr Ritual zu sein, das ihr half, sich damit abzufinden, dass meine Schwestern eine Zeit lang nicht wiederkommen würden.

Wrigley wusste auch, dass meine Mutter als Einzige konsequent die Regel »Keine Hunde auf dem Sofa« vollstreckte. Wenn mein Vater allein mit uns zu Hause war, hüpfte Wrigley ungeniert auf die Couch, um mit uns zu kuscheln - bis sie das Auto meiner Mutter vorfahren hörte. Dann flüchtete sie vom Tatort und legte sich in ihr Bettchen, als sei nichts geschehen. Wir lachten alle herzlich darüber und hüteten unser gemeinsames Geheimnis. Meine Schwestern und ich ermutigten Wrigley gern dazu, sich zu uns auf die Couch zu setzen, wenn meine Mutter im oberen Stockwerk oder in einem anderen Zimmer war, indem wir auf die Kissen klopfen und sagten: »Na komm schon, Mädchen, spring rauf.« Dann schaute Wrigley sich zuerst ein paarmal vorsichtig um, ob die Luft rein war.

Wrigley wollte immer im Hinterhof spielen oder sich sonnen. Wenn wir fernsahen, stand sie vor der Tür und win-

selte so lange, bis wir sie rausließen. Wenn sie eine Glocke gehabt hätte, um zu klingeln, wenn sie ins Freie wollte - so wie Ozzie und Truman -, hätte sie ganz bestimmt jedes Mal gebimmelt. Und vor ihrem Abendspaziergang war sie immer ganz aufgeregt: Sobald meine Mutter nach ihrem Kopfhörer griff und ihre Tennisschuhe anzog, spitzte Wrigley die Ohren und lief zu ihrer Leine hinüber, die im Flur hing. Und wenn meine Mutter schließlich fragte, ob sie spazieren gehen wolle, wackelte Wrigley vor Aufregung mit ihrem ganzen Körper hin und her und winselte so lange, bis es losging. Sie war so intelligent und ausdrucksstark!

Leider starb Wrigley, ein paar Monate bevor wir die beiden Goldendoodles zu hüten begannen. Ich war seit ihrem Tod nur ein- oder zweimal zu meinem Elternhaus in Aurora (Illinois) zurückgekehrt und hatte festgestellt, dass jetzt alles ganz anders war als früher. Über dreizehn Jahre lang war ich daran gewöhnt gewesen, dass Wrigley mich jedes Mal mit Küsschen begrüßte, wenn ich nach Hause kam, sich im Bett an mich kuschelte und durchs Haus rannte, wobei ihr immer ein Spielzeug aus dem Maul hing. Erst jetzt, als ich bemerkte, wie still es nach ihrem Tod in unserem Haus geworden war, wurde mir klar, was für eine wichtige Rolle sie für unsere Familie gespielt hatte.

Als Jake, ich und die Goldendoodles wieder nach Hause kamen, machten wir es uns zu viert auf der Couch gemütlich.

Doch dann sprang Truman plötzlich wieder herunter und stand mitten im Wohnzimmer. »Was ist denn los, Truman?«, fragte ich. Er fing an zu winseln wie ein verängstigtes Kind. »Hm. Mal sehen, ob du Wasser brauchst«, sagte ich. Er folgte

mir in die Küche. »Nö, du hast genug Wasser. Und wir waren gerade draußen, also musst du eigentlich auch nicht schon wieder Gassi gehen. Und du hast dein ganzes Frühstück aufgegessen, du müsstest eigentlich satt sein.«

Es musste irgendeinen Grund dafür geben, dass er sich so aufregte. Woran dachte er – was wollte er mir mitteilen? Sehnte er sich nach einem bestimmten Spielzeug, das wir hier nicht dabei hatten? Wollte er wieder nach Hause zurück? War er gestresst?

Truman winselte weiter. *Ob er seine Familie vermisst?*, fragte ich mich. Ich hockte mich vor ihn hin, schaute ihm in die Augen und streichelte sein Gesicht. »Was ist denn los, Kumpel?« Truman und ich kehrten ins Wohnzimmer zurück. »Ich weiß auch nicht, was er hat. Hoffentlich ist alles okay mit ihm«, sagte ich zu Jake. Truman tat mir so leid. Es ist so frustrierend, wenn man etwas mitzuteilen versucht und einen niemand versteht.

»Och, dem geht's gut. Der will bestimmt nur spielen!« Jake sprang von der Couch auf und jagte Truman die Treppe hinauf und wieder hinunter. Ehe ich mich's versah, rannten Jake, Ozzie und Truman im Kreis herum durch Wohnzimmer, Küche, Flur und Esszimmer, und die Krallen der Hundepfoten schlitterten über den Holzboden. Ich hielt mich abseits und genoss das lustige Schauspiel; doch irgendwie ließ mir die Sache einfach keine Ruhe. Jake hatte die Hunde zwar abgelenkt, aber ich wusste immer noch nicht, was Truman eigentlich wollte.

Am nächsten Morgen ließen Jake und ich die Hunde im Hinterhof herumlaufen, während wir Pfannkuchen buken.

»Dieses Haus wäre eigentlich hervorragend für einen Hund geeignet«, sagte ich.

»Was meinst du damit?«

»Wir haben einen schönen eingezäunten Hof, einen Flur und jede Menge Platz. Ideal für einen Hund!« Bevor ich bei Jake eingezogen war, hatte er zusammen mit zwei Freunden in diesem Haus gewohnt. Diese Freunde hatten zwei Jahre lang versucht, Jake zur Anschaffung eines Hundes zu überreden – aber er wollte nicht. Deshalb erwähnte ich dieses Thema nur ganz nebenbei, um herauszufinden, wie er dazu stand.

»Genau! Das Haus eignet sich hervorragend zum Hundesitting«, stimmte er mir zu.

»Ja, aber ...« Ich zögerte. »Was hältst du davon, wenn wir uns einen eigenen Hund anschaffen?«

Jake lachte leise vor sich hin. Erst seine Mitbewohner und jetzt seine Freundin ... Irgendwie schien ihn dieses Thema zu verfolgen. »Das wäre schon lustig, aber da gibt es auch eine ganze Menge zu bedenken. Hunde machen viel Arbeit, kosten viel Geld, und dann könnten wir auch nicht mehr so ohne Weiteres irgendwohin reisen«, gab er zu bedenken.

Ich war sehr enttäuscht von seiner Antwort, und Jake fiel mein plötzlicher Stimmungsumschwung auf. »Wir werden ganz bestimmt eines Tages einen Hund haben«, sagte er. »Aber wir sind doch gerade erst zusammengezogen, lass uns noch ein bisschen damit warten.«

Meine Gefühle sagten mir in diesem Augenblick, wie gern

ich wieder einen Hund gehabt hätte. Ich hatte gar nicht damit gerechnet, dass Jakes absolut vernünftige Antwort mich so sehr ärgern würde. Ich wollte deshalb keinen Streit anfangen, die Sache aber auch nicht einfach auf sich beruhen lassen. Also versuchte ich es nach ein paar Minuten mit einer anderen Strategie.

»Aber rein theoretisch betrachtet – was für einen Hund könntest du dir für uns vorstellen?«, fragte ich.

»Einen, der lebhaft, aber nicht zu groß ist. Ozzie und Truman sind einfach irgendwie zu groß für dieses Haus«, sagte er. »In Mandys Haus passen sie prima hinein.« Die hohen Decken in Mandys Haus passten tatsächlich besser zu zwei so großen Hunden.

Ich stellte mir vor, wie wir einen 15 oder 20 Kilo schweren, verspielten Hund aus einem Tierheim adoptierten. Es gab so viele Hunde, die ein liebevolles Zuhause brauchten, und ich wollte einem davon helfen. Meine beiden älteren Schwestern hatten ihre ersten Hunde aus dem Tierheim geholt und großartige Erfahrungen damit gemacht.

Jake brachte unsere Pfannkuchen ins Esszimmer.

»Ich habe eine Idee. Lass uns auf der Webseite der Nebraska Humane Society nachsehen, was für Hunde die da haben«, schlug ich vor.

Jake lachte. »Aber warum sollen wir das tun, wenn wir doch gar nicht auf der Suche nach einem Hund sind?«

»Weil es Spaß macht. Warum sollen wir uns nicht Bilder von Hunden anschauen und überlegen, welcher uns gefallen würde? Das kann doch nicht schaden.« Ohne Jake die Chance zu einer Antwort zu geben, rannte ich nach oben, um mei-

